

Tanjev Schultz

Wahrheit und Zweifel

Zur Zukunft des Wissenschaftsjournalismus

Übersicht¹

Prolog

I. Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsorientierung im Modus aufgeklärten Zweifels

II. Kritik des Wissenschaftsbetriebs – Strukturen und Finanzen hinterfragen

III. Irritation, Perspektivwechsel, Komplexitätssteigerung

IV. Sachlichkeit, Gelassenheit, Eindringlichkeit

V. Differenzieren von Argumentationsebenen, Ausstrahlen auf den politischen Journalismus

Epilog

Der Wissenschaftsjournalismus steht im vermeintlich postfaktischen Zeitalter vor besonderen Herausforderungen. Auf ihn richten sich auch besondere Hoffnungen. Der Beitrag entwirft ein normatives Leitbild für den Wissenschaftsjournalismus. Dieses Leitbild setzt auf Wahrheits- und Faktenorientierung, warnt zugleich aber vor szientistischem Übereifer. Es mahnt dazu, auch die Strukturen des Wissenschaftsbetriebs kritisch zu beleuchten und sich nicht mit der Rolle des Übersetzens und Popularisierens von Forschungsergebnissen zu begnügen. Und schließlich warnt es davor, sich treiben zu lassen von einer emotionalisierten und überreizten Kommunikationskultur.

Prolog

Lässt sich über die Zukunft des Wissenschaftsjournalismus sprechen, ohne über die Zukunft des Journalismus zu sprechen? Und lässt sich, so mag man apokalyptisch gestimmt weiter fragen, über die Zukunft des Journalismus sprechen, ohne über die Zukunft als solche zu sprechen? Es sind Wissenschaftler und Wissenschaftsjournalisten, die den Menschen vor Augen führen, wie es um diesen Planeten steht: nicht gerade glänzend. Auf der anderen Seite sind es ebenfalls Wissenschaftler und Wissenschaftsjournalisten, die mit Fakten und guten Argu-

menten dazu mahnen, vorhandene globale Fortschritte, zum Beispiel bei den Impfquoten oder im Kampf gegen den Hunger, nicht im negativen Nachrichtenstrom untergehen zu lassen. Der große Erfolg von *Hans Roslings* Buch „Factfulness“ (Rosling 2018), das vor einer unberechtigten Katastrophenstimmung warnt, ist ein Beleg dafür, dass viele Menschen genug haben vom Negativismus der Medien.

Wie so oft entzieht sich die Wirklichkeit mit ihren Herausforderungen einem einfachen Schematismus. Daraus den Schluss zu ziehen, es gäbe keinerlei Dringlichkeiten, wäre jedoch falsch. So zu tun, als sei die Welt zu widersprüchlich, um sich auf irgendetwas festlegen zu können, zeugt von unverantwortlicher Bequemlichkeit. Die Erkenntnisse, die beispielsweise über den Schwund der Arten (den Verlust der Biodiversität) oder über den Wandel des Klimas existieren, erscheinen so solide, dass es geradezu kindisch anmutet, wenn erwachsene Menschen – Politiker und Präsidenten – die Augen davor verschließen. Als ob das Unheil schwindet, wenn man nicht hinsieht.

Die Bereitschaft zur Ignoranz hat viele Ursachen. Es hilft ihr, dass sie sich als Widerstand gegen mediale Überhitzungen und Hysterie ausgeben kann. Es ist der Witz unserer Zeit: dass sich Anti-Aufklärer als Aufklärer der durchaus vorhandenen Irrationalitäten fortgeschrittener Mediendemokratien aufspielen.

Eine Gefahr besteht nun darin, sich von der Logik des Polarisierens treiben zu lassen. Freund oder Feind, wahr oder falsch, Rettung oder Untergang – ehe man sich's versieht, gerät man selbst unter Zug- und Entscheidungszwang. Und es lauert stets die Versuchung, überzogen zu reagieren auf die notorischen Ignoranten und Vereinfacher. Es ist das Prinzip, das auch politische Extremisten und Terroristen so gefährlich macht; über ihre konkreten Anschläge und über das Leiden, das diese verursachen, hinaus. Sie nisten sich ein in unseren Köpfen, sie provozieren und sie reizen uns, und sie können auf diese Weise die Moderaten, die Friedfertigen und Frei-

¹ Der Aufsatz beruht auf einem Festvortrag, den der Autor am 5. Dezember 2019 bei der Verleihung des Universitas-Preises für Wissenschaftsjournalismus der Hanns Martin Schleyer-Stiftung in Berlin gehalten hat. Preisträgerin war die Wissenschaftsjournalistin *Stephanie Kusma* (Neue Zürcher Zeitung). *Tanjev Schultz* hat den Universitas-Preis im Jahr 2013 erhalten.

heitsliebenden dazu verleiten, Verrat an ihren Idealen zu begehen und den Rechtsstaat und den Raum der Freiheit über Gebühr einzuschränken.

Wir erleben, ich halte das für keine Übertreibung, in der Gegenwart auch eine Form des epistemischen Terrorismus. Wir erleben Anschläge auf die Fundamente wissenschaftlichen und aufklärerischen Denkens. Wir erleben Anschläge auf die Sprache, eine Verdrehung von Begriffen, eine Verrohung der Kommunikation. Wir erleben, inmitten etablierter Demokratien, alte und neue Formen dreister Propaganda, an die wir uns entweder auf bedrohliche Weise zu schnell gewöhnen – oder die uns dazu verleiten, mit Mitteln zurückzuschlagen, die alles nur schlimmer machen.

Eine der vielen Herausforderungen in diesem Zusammenhang liegt in der Fragilität und Pluralität wissenschaftlicher Methoden und Weltzugänge. Wer wie Donald Trump und andere Populisten zugunsten der eigenen Propaganda „alternative Fakten“ konstruiert, schließt damit auf perfide Weise an erkenntnistheoretische und methodologische Kontroversen der Wissenschaft an. Es ist ja längst Gemeingut und zum Allzweckeinwand geworden, dass es fast keine Disziplin gibt, in der nicht zwei Experten drei unterschiedliche Auffassungen vorbringen können.

Der Journalismus und speziell der Wissenschaftsjournalismus wären schlecht beraten, auf diese Situation mit einem szientistischen Übereifer zu reagieren. Dass die Zeiten eines naiven Wissenschaftsglaubens vorbei sind, braucht nicht betrauert zu werden, es dürfen nur Wissenschaftsfeindlichkeit und Wahrheitsverachtung nicht die Oberhand gewinnen. Epistemische Autoritäten existieren auch heute noch. Sie zu stabilisieren, ohne sie unangemessen zu überhöhen, ist eine zentrale Funktion des Wissenschaftsjournalismus.

Zugleich muss er allen Autoritäten, auch den epistemischen, stets mit einem vernünftigen Maß an Misstrauen und Zweifel begegnen. Und mit der furchtlosen Bereitschaft, sich jederzeit gegen das Etablierte und gegen die Etablierten zu stellen und herrschende Lehren und Strukturen anzugreifen, wenn es dafür gute Gründe gibt. Die Wahrheit wird nur retten können, wer sich ihrer nicht gewiss ist. Die Wahrheit in einem wissenschaftlichen und in einem journalistischen Sinne zu verteidigen, kann nur bedeuten, stets auch den Zweifel zu kultivieren.

Für Forscher wie auch für Journalisten ist es nie verkehrt, sich die eigenen Beschränkungen bewusst zu machen. Die sympathische Einsicht, nur zu wissen, dass man im Grunde nichts weiß, mutet freilich hilflos und sogar gefährlich an in Zeiten, in denen das selbstbewusste, von Zweifeln oder gar von Tatsachen ungetrübte Aus-

rufen abstruser Thesen um sich greift. Dennoch ist eine grundsätzliche erkenntnistheoretische Demut, auch für Journalisten, die traditionell eher nassforschende Pragmatiker sind, ein wichtiges Korrektiv. Sie muss keineswegs in Relativismus oder Apathie münden, schützt aber vor einem Abgleiten in Dogmatismus und Intoleranz. Und solange wir die Welt, die natürliche und die soziale, bewusst gestalten, lässt sich diese Demut auf einer anderen Stufe der Reflexion sehr wohl vereinbaren mit einem empirischen und pragmatischen Ansatz, der den Zweifel (zeitweise) wieder in die Schranken weist und dem alten Gedanken *John Lockes* folgt, der treffend bemerkte:

„Wenn wir alles bezweifeln wollen, weil wir nicht alles mit Gewissheit erkennen können, so handeln wir ungefähr ebenso weise wie derjenige, der seine Beine nicht gebrauchen wollte, sondern still saß und zugrunde ging, weil er keine Flügel zum Fliegen hatte.“ (John Locke, Versuch über den menschlichen Verstand, Einleitung §5, hier zitiert nach Locke 1981 [1689]: 26)

Die Zurückhaltung und die Bescheidenheit, die den Journalismus und die Wissenschaft auszeichnen und zieren sollten, darf nicht verwechselt werden mit einer Unterwerfung unter die Strategien der Bequemen und Betulichen, der Dummen oder der Dreisten. Es stimmt eben nicht alles, auch wenn vieles möglich und wenig oder nichts ganz gewiss ist.

Der Wissenschaftsjournalismus hat in dieser vermeintlich postfaktischen Konstellation keine leichte Aufgabe. Während sich andere mit fadenscheinigen Stoffen begnügen, ist er mit dichtem Gewebe konfrontiert und oft mit dicken, harten Brettern. Ohne solides Fachwissen und Fortbildung als Dauerzustand, ohne die Zeit, das Geld, die Kraft und den Willen für intensive und kontinuierliche Recherchen verkommt der Wissenschaftsjournalismus zu einer Unterabteilung des Vermischten, die ein paar bunte Bälle aus der Forschung ins journalistische Spaßbad wirft. Oder zur bloßen Verlängerung einer Wissenschafts-PR, die vielerorts professioneller und damit raffinierter geworden ist, getrieben von Exzellenzversprechen, Aufmerksamkeitsspiralen und Geschäftigkeitserwartungen. Gibt man ihm die Mittel und die Spielräume, die er benötigt, kann der Wissenschaftsjournalismus ein Bollwerk gegen Desinformation sein – und ein Bollwerk gegen die Boulevardisierung (vgl. *Berg* 2018).

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich fünf Punkte nennen, die den Wissenschaftsjournalismus in diesen Zeiten auszeichnen und wertvoller denn je machen könnten. Der erste Punkt schließt unmittelbar an die Vorbemerkungen an:

I. Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsorientierung im Modus aufgeklärten Zweifels

Im öffentlichen Diskurs kursieren viele Meinungen. Wo aber sind die relevanten Fakten und Erklärungen? Der Wissenschaftsjournalismus soll dazu beitragen, Ergebnisse seriöser Forschung zugänglich zu machen. Er kann helfen, Beiträge aus der Wissenschaft zu drängenden Fragen der Zeit zu erschließen und für ein breiteres Publikum aufzubereiten. Er kann sich stemmen gegen Scharlatane, Wahrheitszyniker und Wissenschaftsfeinde, die Fakten und Forschungsbefunde entweder ignorieren oder zu ihren Gunsten verbiegen.

Wissenschaft und Wahrheitsorientierung zu verteidigen, kann allerdings nur im Modus eines aufgeklärten Zweifels und im Bewusstsein des Pluralismus in der Wissenschaft gelingen. Deshalb sind Wissenschaftsjournalisten auch diejenigen, die in den Redaktionen ihren Kollegen in den Arm fallen müssen, wann immer diese der journalistischen Neigung erliegen, Tatsachen, Thesen, Bezüge und Zusammenhänge durch Mittel der Dramatisierung, Verknappung oder Verdichtung in einem Maße zu entstellen, das sich auch bei großzügiger Auslegung nicht mehr als zulässige Pointierung rechtfertigen lässt. Der Wissenschaftsjournalismus darf sich zwar nicht den sprachlichen Marotten und Verstiegenheiten der akademischen Welt ausliefern und unterordnen, muss aber höchst sensibel bleiben für notwendige Differenzierungen und Nuancierungen. Er muss den Sinn bewahren und seine Sinne scharf halten für Konjunktive, Relativierungen und die ganze Palette von Abtönungspartikeln und Geltungsmodifikationen. Er benötigt die Urteilskraft, einerseits gute Experten auszuwählen und den Stand der Forschung einschätzen und korrekt wiedergeben zu können, andererseits relevanten wissenschaftlichen Dissens und mögliche Innovationen zu erkennen und herrschende Lehrmeinungen zu hinterfragen, ohne sich zu verrennen in Obskurem. Das bedeutet auch, dass der Wissenschaftsjournalismus nicht nur auf die Ergebnisse und Inhalte der Forschung blicken darf.

II. Kritik des Wissenschaftsbetriebs – Strukturen und Finanzen hinterfragen

Oft wird dem Journalismus der Vorwurf gemacht, zu stark auf Organisationen, deren Repräsentanten und Prozesse zu blicken, zu sehr auf *politics* und zu wenig auf *policies*. Interessanterweise lässt sich für den Wissenschaftsjournalismus eine andere Diagnose stellen: dass er sich auf die (faszinierenden) Inhalte der Forschung konzentriert und darüber die Bedingungen der Wissensproduktion tendenziell vernachlässigt. Dass er also eher

zu wenig als zu viel befasst ist mit den Strukturen der Forschung, den Organisationen der Wissenschaft und den Geldflüssen, die ja insgesamt beachtliche Summen betreffen und schon deshalb das Interesse der Öffentlichkeit und des Journalismus wecken müssten. Doch die Medien interessieren sich nur bedingt dafür. Die Infrastruktur der Forschung gilt als langweilig.

Wenn sich nicht, oft eher zufällig, ein handfester Skandal zeigt oder wenigstens etwas, das aussieht wie ein Skandal, überlässt man die Wissenschaftler und Forschungspolitiker sich selbst. Das finden diese vermutlich sogar recht angenehm. Die Frage ist, ob dem Journalismus und der Öffentlichkeit Wichtiges entgeht. In der Forschungspolitik werden Entscheidungen getroffen, die nicht nur auf wissenschaftlichem Sachverstand beruhen, sondern tatsächlich politisch sind. Wo werden welche Prioritäten gesetzt? Welche medizinische Forschung wird gefördert, welche nicht? Wie geht ein Land mit seinem kulturellen Erbe um? Aber auch im engeren Sinne institutionelle Fragen – welche Akteure tun was, wie und wie gut? – lassen sich nicht so einfach als institutionelles Gedöns abtun. Dennoch gibt es im deutschsprachigen Raum traditionell nur wenige Journalistinnen und Journalisten, die sich auf solche Fragen einlassen und genügend Kenntnisse haben, fundierte Antworten zu liefern. Das hängt auch mit der Ausrichtung und den Ressourcen in den Redaktionen zusammen.

III. Irritation, Perspektivwechsel, Komplexitätssteigerung

Aus Sicht der Wissenschaft mag es kein Schaden sein, wenn sich der Journalismus nicht in ihre Organisationsbedingungen einmischt. Aus ihrer Sicht mag die Anforderung an den Journalismus vor allem lauten, wichtige Ergebnisse der Forschung in die Gesellschaft zu tragen, und das bitteschön korrekt und einerseits ansprechend und andererseits anspruchsvoll, auch wenn hier großzügig ein paar Abstriche hingenommen werden. Die Funktion des Journalismus sollte sich jedoch nicht in der Popularisierung der Wissenschaft erschöpfen – also einer einseitigen „Zweckprogrammierung“ zugunsten der Interessen und der Systemlogik der Wissenschaft (Kohring 1997: 183). Die Funktion lässt sich viel weiter fassen, gekoppelt an eine weitgehende Autonomie des Journalismus. Wer Journalismus und PR nicht verwechselt oder vermischt, gibt sich als Journalist nicht zufrieden mit der Rolle eines „Übersetzers“ und „Popularisierers“ (vgl. Peters & Jung 2019). Es geht um die schon angesprochene Kontroll- und Kritikfunktion, also das journalistische Wächteramt, das sich bei allem Respekt und allen Schwierigkeiten, es mit der Selbstverwaltung

und dem Expertentum der Forscher aufzunehmen, auch auf die Strukturen der Wissenschaft erstrecken sollte. Und es geht, nicht unbedingt schon investigativ und politisch, auch um die Irritation, die der Journalismus erzeugen kann, indem er Informationen aus anderen Teilsystemen liefert. Solche Irritationen mögen gleichsam automatisch und ohne besonderes Zutun erfolgen, der Wissenschaftsjournalismus könnte sich dieser Aufgabe aber noch bewusster verschreiben.

Ob im Wirtschaftsleben, im Gesundheitswesen, in Bildungseinrichtungen oder auf den vielen unterschiedlichen Politikfeldern: Die dort ablaufenden Operationen und Programme sind in der Regel geknüpft an empirische Annahmen und wissenschaftliche Vorstellungen. Mitunter bestehen deshalb sogar direkte Verbindungen in die Forschungswelt. Aber nicht immer, und selten erschöpfend. Nun kommt der Wissenschaftsjournalismus ins Spiel. Er schafft neue Verbindungen, bietet Anlässe für Perspektivwechsel und steigert so die kommunikative und gesellschaftliche Komplexität, entgegen der gängigen Vorstellung, der Journalismus betreibe lediglich ein Geschäft der Komplexitätsreduktion. Er kann dabei übrigens in mehrere Richtungen wirken und so auch das Wissenschaftssystem durch die Konfrontation mit den Ansprüchen und Erkenntnissen, die in anderen gesellschaftlichen Teilsystemen gewonnen worden sind, irritieren.

Der Hang bestimmter Sphären oder Systeme, dem eigenen Programm zu folgen und das zu tun, was dort schon immer getan wurde, oder das, was der eigenen Systemlogik am nächsten liegt, trifft nun auf wissenschaftliche Befunde und Diskurse, die womöglich etwas ganz anderes nahelegen. Nicht immer erkennt die Wissenschaft die Brisanz und das Irritationspotenzial ihrer eigenen Arbeiten (für andere Systeme oder Sphären), es ist ihr eventuell auch gleichgültig – und selbst wenn sie es erkennt und wichtig nimmt, tut sie sich nicht immer leicht damit, es zu vermitteln. Das ist die Stunde des Wissenschaftsjournalismus. Obwohl er darauf spezialisiert ist, Abstraktes anschaulich und Kompliziertes verständlich zu machen, steckt in der beschriebenen Funktion das Potential, die Gesellschaft aufzuwühlen und neue Komplexitäten zu erzeugen. *Adorno* hat der Kunst die Aufgabe zugeschrieben, „Chaos in die Ordnung zu bringen“ (*Adorno* 2001 [1951]: 428). Das ist so gesehen auch für den Journalismus kein verrückter Anspruch. Guter Journalismus kann, zumal in Auseinandersetzung mit der Wissenschaft, dazu beitragen, die gesellschaftlichen Ansichten aus der Blendung des Offensichtlichen zu lösen. Er raut glatte Oberflächen auf. Manchmal gelingt es ihm vielleicht sogar, den Dingen auf den Grund zu gehen.

IV. Sachlichkeit, Gelassenheit, Eindringlichkeit

Hört das Publikum noch hin, wenn eine leise Stimme der Vernunft spricht? Alle Kanäle sind zugestopft vom Proll oder vom Troll, von den Militanten und den Penetranten. Und wer zu langsam ist, dringt ohnehin nicht mehr durch. Alle sind bewaffnet mit ihren schlaunen Telefonen, und es geht zu wie im Westen: Wer zieht am schnellsten? Oder ist das ein kulturpessimistisches Zerrbild? Vielleicht kein Zerrbild, aber nur ein bestimmter Ausschnitt. Es existiert ja durchaus noch ein Publikum, das es zu schätzen weiß, wenn in Ruhe abgewogen wird. Denken und Nachdenklichkeit erfordern eine gewisse Ruhe. Schläfrigkeit oder Trägheit erfordern sie nicht. Sachlichkeit und Gelassenheit werden in Zeiten der Empörungsdemokratie zu besonderen Tugenden. Sie sind aber nicht zu verwechseln mit Stumpfheit und Gleichgültigkeit. Der Wissenschaftsjournalismus nutzt andere Mittel und hat andere Funktionen als eine zivilgesellschaftliche Protestbewegung wie „Fridays for Future“

Wenn es, um im Beispiel zu bleiben, um existenzielle und planetare Fragen geht, kann auch der Journalismus eindringlich werden – so wie dies Wissenschaftler werden können, wenn sie brisante empirische Erkenntnisse ins Feld der Moral und der Politik tragen. Die Stärke des Wissenschaftsjournalismus liegt gleichwohl darin, dass er sich bei aller Eindringlichkeit, die manchmal geboten ist, nicht in eine Emotionalisierungsspirale hineinziehen lässt. An starken Gefühlen und starken Meinungen herrscht in der Öffentlichkeit kein Mangel. Wissenschaftsjournalisten sollten sich umso mehr darum kümmern, dass die Fakten nicht zu kurz kommen und auch die Unsicherheiten und Zweifel Gehör finden. Die Unwägbarkeiten, Ungereimtheiten, Trade-offs. Wichtig erscheint deshalb auch der letzte Punkt: zwischen unterschiedlichen Ebenen und Typen der Argumentation zu unterscheiden.

V. Differenzieren von Argumentationsebenen, Ausstrahlen auf den politischen Journalismus

Im öffentlichen Diskurs fliegen unterschiedliche Argumente durcheinander. Das ist gar nicht zu vermeiden. Es kann wichtig sein, verschiedene Ebenen und Typen von Argumenten zu unterscheiden. Das hilft den Diskurspartnern, Gemeinsamkeiten zu erkennen und die Punkte, an denen die Einigkeit endet, genau zu bestimmen. Es kann auch dazu beitragen, vernünftige oder wenigstens vernünftiger Meinungen zu bilden und entsprechende Entscheidungen zu fällen. Typischerweise betreffen viele Kontroversen und Konflikte sowohl empirische als auch normative Fragen. Wie steht es um das Klima unseres Planeten? Das ist zunächst eine empirische Frage, und klar ist auch, dass sie

sich in Dutzende, ja Tausende Detailfragen herunterbrechen lässt – und dass die Antworten der Wissenschaft in der Regel nicht trivial sind. Nicht nur, wenn es um Projektionen und Zukunftsszenarien geht, kann es erhebliche Unsicherheiten und Unwägbarkeiten geben. Dennoch ist der Fall des Klimawandels auch ein Beispiel dafür, dass sich Wissenschaftler verständigen können auf einen Fundus an Befunden, den die Politik und die Öffentlichkeit zur Kenntnis nehmen sollten. Natürlich setzt dann die im Kern politische oder moralische Diskussion ein, welche Konsequenzen aus den Befunden zu ziehen sind. Dabei kommen rasch Erwägungen aus anderen Sphären zum Tragen, mögliche Abwägungen, juristische und pragmatische Aspekte, Zweck-Mittel-Kalkulationen usw. Dabei können dann jeweils wiederum speziellere empirische und normative Fragen auftauchen.

Die Vorstellung, man müsse einfach nur der Wissenschaft und den Experten folgen, ist im Kern unpolitisch und undemokratisch, und der Wissenschaftsjournalismus tut gut daran, solche Vorstellungen nicht zu nähren. Aber dank der Analysekraft, die ihn auszeichnen sollte, kann er versuchen, die Argumente zu ordnen – und die Verwirrung aufzulösen, die in komplexen Kontroversen regelmäßig auch den politischen Journalismus befällt.

Epilog

Guter Journalismus hilft dabei, kollektives Denken zu organisieren, und guter Wissenschaftsjournalismus kann dabei vorangehen. Das ist zugegebenermaßen ein anspruchsvolles normatives Bild des Wissenschaftsjournalismus. Ist es nur ein Traumbild? Wenn es stimmt, dass dieses „verspätete Ressort“ (*Hömberg* 1990), das erst in den 1990er Jahren aufholte, in manchen Medienhäusern immer noch oder schon wieder als Luxus gilt, und wenn es stimmt, dass es in der Redaktionshierarchie immer noch oder schon wieder auf den unteren Plätzen rangiert (*Haeming* 2019), so wäre dies erschütternd. In vielen Regionalmedien gilt die Lage mittlerweile als „desaströs“ (*Lossau* 2016: 6). Doch auch und gerade im digitalen Strukturwandel, der den Journalismus bewegt und die Gesellschaft herausfordert, ist ein anspruchsvoller Wissenschaftsjournalismus höchst relevant – und unverzichtbar.

Literatur

Adorno, Theodor W. 2001 [1951]: *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Berg, Helena 2018: *Wissenschaftsjournalismus zwischen Elfenbeinturm und Boulevard*. Eine Langzeitanalyse der Wissenschaftsberichterstattung deutscher Zeitungen. Wiesbaden: Springer VS.

Haeming, Anne 2019: *Aufblühende Wissenschaft*. In: *Medium Magazin*, Heft 4, S. 62-65.

Hömberg, Walter 1990: *Das verspätete Ressort*. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus. Konstanz: UVK.

Kohring, Matthias 1997: *Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus*. Ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Locke, John 1981 [1689]: *Versuch über den menschlichen Verstand* [An essay concerning human understanding]. 4. Auf., Hamburg: Meiner.

Lossau, Norbert 2016: *Die Zukunft der Wissenschaftskommunikation*. Muss die Politik den Wissenschaftsjournalismus retten? Konrad-Adenauer-Stiftung, Analysen & Argumente, Ausgabe 200.

Peters, Hans Peter; *Jung*, Arlena 2019: *Wissenschaftler und Journalisten: Nicht unbedingt beste Freunde, aber sie verstehen einander immer besser*. In: Winfried Göpfert (Hrsg.). *Wissenschafts-Journalismus*. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. 6. überarb. und aktual. Auflage, Wiesbaden: Springer VS, S. 9-18.

Rosling, Hans 2018: *Factfulness*. Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist. Berlin: Ullstein.

Tanjev Schultz ist Professor für Grundlagen und Strategien des Journalismus an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Der promovierte Politikwissenschaftler war zuvor mehr als zehn Jahre lang Redakteur der Süddeutschen Zeitung. Er hat zahlreiche Fachaufsätze geschrieben, zudem mehrere Sachbücher, zuletzt über den Terrorismus des NSU.

